

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 30 (1951)
Heft: 3

Artikel: Zuckmayers "Gesang im Feuerofen"
Autor: Gitermann-Westphal, Lilian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zuckmayers „Gesang im Feuerofen“

Dem neuesten Theaterstück Carl Zuckmayers, das in Göttingen uraufgeführt worden ist und zurzeit sowohl in München als auch in Stuttgart gespielt wird, liegt eine wahre Begebenheit zugrunde. Im Winter 1943 sind französische Widerstandskämpfer in einem Gebirgsdorf Savoyens von einem Mitglied ihrer Gruppe an die Deutschen verraten, umzingelt und in ihrem Versteck verbrannt worden.

Es ist unbestreitbar ein großes Verdienst Carl Zuckmayers, auch in diesem Stück, wie in den meisten seiner früheren Dramen, wesentliche Probleme der Gegenwart dem deutschen Publikum auf sehr direkte Weise nahezubringen; denn obwohl der «Gesang im Feuerofen» Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit behandelt, so sind doch die Ideen, welche darin die Geister scheiden und verbinden, brennend gegenwärtig.

Es ist eine außergewöhnlich schwere Aufgabe, den Durchschnittsbesucher des deutschen Theaters für Gegenwart und noch gegenwärtige Vergangenheit zu interessieren. Schon von Natur aus konsequentem politischem Denken und also auch einer klaren, persönlichen Einstellung zu zeitnahen Problemen abgewandt, ist der Deutsche durch die schriftstellerische Produktion der letzten Jahrzehnte nun vollends kopfscheu geworden, denn die zeitnahen Stücke waren meistens Schwarzweißzeichnungen — früher germanischen Heldentums und ausländischer Minderwertigkeit —, nach dem Kriege ebenso einseitige Gemälde fremden Menschentums und eigener Unwürdigkeit sowie untilgbarer Schuld.

Zuckmayer aber vermischt die Anklage gegen schuldhaftes Verstrickung und deren Konsequenzen so klug mit einer gerechten Dosis Anerkennung deutschen Wesens, daß der Zuschauer Vertrauen gewinnt und sich ernstlich ergreifen läßt. Er wendet Gesicht und Herz der Bühne zu und sieht lächelnd oder bestürzt, daß es seine Brüder sind, die da oben leben, Schmerzen erleiden und — Schmerzen bereiten. Er erschrickt über die intensive Realität des Geschehens, er leidet mit den Gequälten und errötet über die Quälenden.

Denn das versteht Zuckmayer auf unnachahmliche Weise: seiner Kenntnis der sogenannten typisch «deutschen» Eigenschaften auf dem Theaterboden farbigste Anschaulichkeit zu verleihen. Der Schein wird Leben, wenn die deutschen Militärs die Szene beherrschen, und es ist rundes, mannigfaltiges

Leben, das sich nicht damit begnügt, einen einseitigen Typus darzustellen — die Palette des Autors ist reichhaltig, wenn er sich mit diesem Milieu beschäftigt.

Zum Beispiel der Feldwebel Sprenger, über dessen Handlungen die Dominante: Ehrgeiz, Rücksichtslosigkeit und Gefühlskälte steht. Diese Figur hat es am schwersten, vom Klischee freizukommen, weil sie seit sechs Jahren in fast jedem Kriegsstück ihren festen Platz hat, als Vertreter deutscher Barbarei. Aber selbst auf diese nicht mehr zu erlösende Schablone wirft Zuckmayer belebende Farben. Es ist nicht der Bösewicht mit verdrängten sadistischen Komplexen, sondern der engstirnige Beamte, dessen eigentliche Sünde ein kleiner, beschränkter Verstand ist und ein blasses, empfindungsloses Herz. Der Befehlsgeber, dem er verbohrt, bedingungslose «Gefolgschaft» leistet, ersetzt ihm eine Idee, die zu fassen sein Kopf nicht imstande wäre, ersetzt ihm ein Menschheitsgefühl, dessen sein Herz niemals fähig ist. Jene «höhere Instanz» gibt ihm Selbstbewußtsein und ein ruhiges Gewissen, denn ... — er ist nur die Hand, die schlägt; der Kopf, welcher verurteilt, ist ein anderer, aufatmend läßt er jenem die Verantwortung und bleibt vor sich selbst ein Mensch, der seine Pflicht erfüllt, ein «anständiger Kerl».

Was dem Feldwebel Sprenger Befriedigung gewährt, bedeutet für den Ortskommandanten unerträgliche Belastung: Befehle, und immer Befehle.

«Vielleicht entpuppt sich am Ende der Tage sogar der liebe Gott als Befehlsempfänger», äußert er einmal.

Preußische Disziplin, Erziehung zu subalternem Gehorsam steht gegen seine bessere Erkenntnis, gegen sein Streben nach individueller Selbstbestimmung, nach Loslösung aus dieser seelenlosen Maschinerie, die auf falschen Geleisen läuft. Er weiß, es wird ein schlechtes Spiel getrieben; aber zu tief ist der traditionelle Begriff der Ehre, der Loyalität gegenüber dem Staat in ihm verwurzelt — zu neu für ihn das «Erlebnis» des eigenen Denkens. Er kann keinen Verrat an der «Sache» begehen, so begeht er ihn an seiner Fairneß, seiner innersten Überzeugung, und will nichts mehr sehen, nichts mehr erkennen, was ihn um seine Selbstachtung bringen und zur Verzweiflung treiben müßte.

Und dann der junge Unteroffizier Silvester. Kein Preuße, aber ein Deutscher — ich möchte sagen: ein Deutscher «par excellence».

Er tut, was ihm gesagt wird, unterzieht sich dem, was man seine Pflicht nennt, gewissenhaft und mit Geschick; er hat, als man es von ihm verlangte, mit der gleichen unheroischen Selbstverständlichkeit im Granatenhagel der Ostfront gestanden, wie er jetzt, weil es ihm befohlen wird, seine Morsezeichen im besetzten Frankreich funkt. — Aber er tut es nicht aus subalternen

Beschränktheit, sondern weil für ihn die Realität der ihn umgebenden Welt gar nicht existiert. Das heißt, er erfüllt die Forderungen dieser Welt, die für ihn ganz ohne Belang ist, wie man irgendwelche lästige Dinge erledigt, um frei zu sein, für das, was man liebt. Seine Existenz liegt weit davon ab; er lebt in einem großen Traum, in Bezirken, die andern Gesetzen, einem andern Zentrum und anderm Wertmaß unterworfen sind. — Zu spät erlebt er die Begegnung dieser beiden Welten, erkennt er die Unmöglichkeit, sie dauernd zu trennen, und zögert nun keinen Augenblick, seine «Alltagspflicht» bedingungslos der wesentlicheren Verpflichtung zu opfern, die er seinem inneren Dasein gegenüber hat.

Romantisches «Heldentum» — um diesen so oft verfälschten Begriff einmal zu gebrauchen — kennt kein Opfer ohne Verbindung zur Umwelt, ohne sinnvolle Realität. Silvester aber geht zwecklos in das tötende Feuer; er reinigt sich von jener äußeren Existenz, deren Furchtbarkeit er zu spät wahrnahm, und die er weder zu verändern noch weiterzuführen vermag. Er leidet, um nicht mehr Leiden verursachen zu müssen, und seine Hingabe ist schön, weil sie ihren Sinn in sich selber trägt. Sie ist tragisch, weil ein Teil der deutschen Wesensart zu sein scheint: die edelsten Kräfte in den Dienst des Untergangs und nicht des Aufbaus zu stellen.

Solcher plastischen Charakterisierung gegenüber — sie setzt sich bis in die kleinsten Chargen der untergebenen Soldaten fort — wirken die französischen Charaktere (mit Ausnahme des Verräters Creveaux) blaß und — eben nicht französisch. Diese Figuren sprechen nicht selten papierene, gezwungene Sätze . . . wie schade, daß Zuckmayer oft auf lange Strecken seine Domäne verläßt, die er mit so außerordentlichem Können beherrscht: die erregende Reportage in klarer, kräftiger Tagessprache und statt dessen «Dichtung» zu schreiben beginnt, die keine ist. So zum Exempel das Vorspiel, dessen magere Metaphysik geschraubt und unklar formuliert ist. Auch die Dialoge der Résistancemitglieder untereinander sind ermüdend, unsicher und haben im Ausdruck, vor allem, wo es sich um Religion und Liebe handelt, die deutliche Neigung zu geistig-poetischer Konfektionsware. «Erlaubt ist, was gefällt», scheint Zuckmayer streckenweise zu denken, aber leider ist es nicht immer das Geschmackvolle, das dem Publikum gefällt.

Der Reiz und die Aktualität des Stückes besteht in der gerechten und eindrucksvollen Schilderung einer Zeit, die bereits unter dem starken Einfluß der heute wirksamen Faktoren steht. Zuckmayer zeigt in der französischen Widerstandsbewegung Menschen, die sich zusammenfinden, weil sie die Niederlage Deutschlands als gemeinsam zu erkämpfendes Ziel erkannten, die aber bereits wissen, daß sie selbst eines Tages der Notwendigkeit eines Kamp-

fes gegeneinander unterworfen sein werden. Und dieser Kampf der Weltanschauungen, der reinen Ideologien wird erbitterter, gnadenloser und endgültiger ausgetragen werden als derjenige gegen Deutschland, dessen «Staatsidee» nur ein Bastard verschiedener Weltanschauungen gewesen war. «Es geht um eine Entscheidung, die schneidet durch alle Völker und alle Menschen hindurch», läßt Zuckmayer den Priester Francis sagen — und er selbst? Er läßt die Gestalten sich auseinandersetzen; aber *er* entscheidet sich nicht, er flieht in undurchsichtige Diskretion. Und so ist alles, was seine Geschöpfe in ihren Diskussionen aussagen, nur ein unsicheres Beinahe, ist nicht überzeugend und wird zum Bankrott jedes Glaubens und Wissens, über den kein *Te Deum laudamus* als Schlußapothese hinwegtäuscht.

Das aber ist es, was Zuckmayer, trotz seinem Können und seiner dichterischen Ambition, schließlich doch auf das Gebiet der Reportage verweist. Der Dichter muß sich entscheiden, wofür auch immer er sich entscheiden mag. Er muß den Atem seiner Überzeugung, seiner persönlichsten Aussage in seine Schöpfung gießen; denn nur wenn man ein Herz hinter den Worten schlagen hört, werden diese Worte zum Herzen dringen können. Und so ist das Stück ein guter, mit Spannungen geladener Film; er berührt, aber er bewegt nicht; er reißt an, aber er verwandelt nicht.

Hinweise auf Zeitschriften

Lob und Dauer des Kalten Krieges

Die Sorge vor einem Temperaturwechsel im Kalten Krieg ist in den angelsächsischen Ländern, wenn man Zeitschriften als Barometer verwendet, im Sinken, und zwar schon seit Beginn des Jahres 1950. Auch neuere Publikationen zeigen, daß die in Korea ausgelöste Krise vielleicht doch nur eine Episode war. *Arnold Toynbee* hat wahrscheinlich als erster versucht, dem Kalten Krieg gute Seiten abzugewinnen, nicht nach Art tapferer Heimkrieger, sondern durch eine Gegenüberstellung von Schlechtem und Gutem. So wagt sein im *Chatham House* gehaltener, in der deutschen *Außenpolitik* (1) veröffentlichter Vortrag «*Ein Wendepunkt im Kalten Krieg*» ironische Reflexionen, die aber nicht ohne Wahrheitsgehalt sind. Was hat uns der Kalte Krieg Gutes gebracht? Toynbee setzt voraus, daß er ad infinitum geführt wird, aus Gründen, auf die ich noch zurückkommen werde. Aber selbst dies vorausgesetzt, findet er eine unfreiwillige Komik der Geschichte darin, daß die Gegner einander zwingen, das zu tun, was sie freiwillig zu ihrem Schaden unterlassen hätten, wenn es auch gerade das Gegenteil von dem ist, was die andere Seite wünscht und braucht. So habe die russische Politik den Amerikanern über die Hürden ihrer isolationistischen Traditionen hinübergeholfen und ihnen bewiesen, ihr Glaube, eine neue Welt entdeckt und geschaffen zu haben, sei eine Illusion, da sie einmal die alte an ihren Fußsohlen und in ihrem Denken über das Meer mitgenommen haben und nun von den Russen mit revolutionären Mitteln darüber aufgeklärt werden, daß sie nicht auf den Lorbeeren des Weltkrieges schlafen können, sondern die Verantwortung für die alte Welt weitertragen müssen. *Frankreich*, meint Arnold Toynbee, ist durch den Kalten Krieg weit früher als ohne ihn zu einer Verständigung mit Deutsch-